

DER HÖLLENBOTE

EDWARD LEE

Aus dem Amerikanischen von Manfred Sanders

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Messenger*
erschien 2004 im Verlag Dorchester Publishing Co., Inc.
Copyright © 2004 by Edward Lee

1. Auflage März 2014
Copyright © dieser Ausgabe 2014 by Festa Verlag, Leipzig
Lektorat: Alexander Rösch
Titelbild: Abe Robinson – www.blind7photography.com
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-249-8
eBook 978-3-86552-296-2

PROLOG

In dem Paket wartete der Tod. Natürlich konnte Dodd das unmöglich wissen, schließlich war er kein Hellseher, aber das spielte ohnehin keine Rolle. Er hätte es niemals ahnen können – wie auch? Es handelte sich um eine simple Tatsache, die er noch früh genug erkennen würde: Das seltsame Päckchen, das er gerade vom Laufband genommen hatte, enthielt seinen Tod.

Dodd sortierte Pakete. Das war sein Job. Angestellter in der Paketbearbeitung. Nicht die schlechteste Beschäftigung der Welt. Eine Menge Vergünstigungen, gute Bezahlung und Rente, bezahlter Urlaub, die Möglichkeit, jederzeit Überstunden zu machen, wenn er mehr Geld brauchte, und natürlich die günstige Lage seines Arbeitsplatzes. Als er das besagte Paket vom Band nahm, dachte er nicht großartig darüber nach. Seine Aufgaben waren ihm mittlerweile derart in Fleisch und Blut übergegangen, dass er das Denken weitgehend einstellte.

Das Paketesortieren erledigte er wie ein Automat. Tagein, tagaus. Dieselbe Umgebung, derselbe Lärm, dieselben Aufgaben. Er stand neben dem Band und dachte: *Das alles muss ich noch neun Jahre lang machen, bevor ich in Rente gehen kann.* Diese Aussicht empfand er oft als frustrierend, obwohl seine Arbeit in der Regel ganz in Ordnung ging. Er wollte gar nicht darüber nachdenken,

wie viele Pakete er im Laufe seiner beruflichen Laufbahn schon bearbeitet hatte; ob sie nebeneinandergelegt wohl um die Erde reichten? Oder bis zum Mond? Aber solche Rechnungen brachten einen am Verladeband nicht weiter. Besser, er legte jedes Paket einfach nur auf den richtigen Rollwagen und wandte sich dem nächsten zu.

Tagein, tagaus. Hin und wieder jedoch schweiften seine Gedanken ab, meistens zu etwas, das mit Sex zu tun hatte. Dodd war mit einer liebevollen, aber recht langweiligen Frau verheiratet. Weder attraktiv, noch unattraktiv, nur ... langweilig, so langweilig wie Dodds Leben in der Sortierstation. Wenn er seine Gedanken einmal abschweifen ließ, dachte er nie an sie. Vor seinem geistigen Auge zogen flüchtige Standbilder von Frauen vorbei, die er draußen auf der Straße gesehen hatte; so dicht an einem Strandbad gab es einiges, womit sich seine Gedanken beschäftigen konnten, wenn die Arbeit zu langweilig oder nervig wurde.

Gestern zum Beispiel hatte er an einem Drugstore angehalten, um Zigaretten zu kaufen, und dann war da diese wunderschöne Frau aufgetaucht – vielleicht 30 Jahre alt –, um ein Strandtuch und eine Flasche Sonnenöl zu bezahlen. Dodd hatte einen Tunnelblick bekommen, als er hinter ihr in der Schlange stand. Ihr Haar war glänzend, schokoladenbraun, schulterlang und duftend gewesen. Dazu weiße Shorts und ein umwerfendes rosafarbenes Bikinioberteil. Das Oberteil saß etwas zu eng; es quetschte ihre Oberweite auf rosiges Handtaschenformat zusammen. Ihre Haut jedoch hatte alles andere als gebräunt gewirkt; vermutlich arbeitete sie genau wie Dodd in einem Job, bei dem sie nicht viel in die Sonne kam. Aber ihre Schönheit hinterließ einen konzentrierten, sehr kompakten Eindruck.

Sie dort stehen zu sehen, so sexy und dabei so ungezwungen, hatte Dodd wie ein Schlag getroffen – wie ein köstlicher, sinnlicher Schlag aufs Auge.

Ob sie spürte, wie er sie anstarrte?

Sie hatte sich umgedreht und ihn angelächelt.

Ein weiterer Schlag.

»Hi«, sagte sie.

»Hi«, antwortete Dodd und wäre fast ins Taumeln geraten. »Auf dem Weg zum Strand?«

»Ja.« Verlegen hielt sie das Strandtuch hoch. »Ist das zu glauben? Jetzt wohne ich seit fast einem Jahr hier und besitze noch nicht mal ein Strandtuch und bin noch kein einziges Mal am Meer gewesen. Aber heute werde ich das nachholen. Ich bin blass wie ein Gespenst.«

»Ich komm auch nicht viel raus«, erwiderte Dodd.

»Als Postbote?«, wunderte sie sich mit Blick auf seine Uniform. »Trotz Briefzustellung bei Wind und Wetter?«

»Ich bin kein Zusteller. Ich arbeite in der Filiale.« *Ich bin Paketsortierer ... und du bist ein Päckchen, das ich gern mal auspacken würde ...*

»Oh, das tut mir leid.«

»So schlimm ist es nicht. Ich hab's dank Klimaanlage schön kühl, während alle anderen in der Hitze schmoren.«

»Gutes, altes Florida.« Sie spielte an der Flasche mit dem Sonnenöl herum. »Aber das gehört zu den Sachen, die mir nichts ausmachen. Ich liebe die Hitze. Ich liebe es, wenn es heiß ist.«

Wieder lächelte sie ihn an, sehr dezent.

»Ich auch«, antwortete Dodd.

Der Tunnelblick verengte sich. Sie erinnerte an eine Lichterscheinung mit ihren Kurven, ihren langen Beinen, ihrer frischen, glänzend weißen Haut. Er überlegte, wie

ihre Nippel wohl aussehen mochten – groß und dunkel, wahrscheinlich etwas runzlig, entschied er. Er stellte sich vor, wie er sie küsste. Er stellte sich vor, wie ihre Körper sich aneinanderpressten, beide nackt, wie sie ihre Körperwärme miteinander teilten, die Arme ineinander verschlungen. Ihre Hände wanderten über seinen Körper ...

»Haben Sie Lust, mitzukommen?«

Seine Vision zersplitterte. Er blinzelte. »Mitzukommen?«, murmelte er.

»An den Strand, mit mir«, sagte sie, noch immer lächelnd. »Wir könnten in eine der Strandbars bei den Hotels gehen. Da bin ich noch nie gewesen.«

»Ich ...« Seine Hand klammerte sich um seine Brieftasche. »Ich würde sehr gerne, aber ...«

Jetzt sah sie seinen Ehering. Aber ihr Lächeln verflog nicht. »Oh, ich verstehe. Sie sollten kein allzu schlechtes Gewissen deswegen haben.« Sie hielt ihre Hand in die Höhe. »Ich hab auch so einen.«

Dodd blieb die Luft weg. *Mach*, dachte er, *geh mit ...* Aber er sagte: »Es ... es tut mir leid. Ich würde wirklich gern, aber ich kann nicht.«

Sie klimperte mit den Wimpern. »Ich verstehe. Sie sind ein guter Mann.«

Er konnte nicht aufhören, sie anzustarren, als sie ihr Handtuch und das Sonnenöl bezahlte. *Ich könnte sie damit einreiben*, stellte er sich vor. Ihr Hintern in den engen weißen Shorts hätte perfekter nicht sein können. Auch den wollte er mit Sonnenöl einreiben, genau wie den Rest ihres Körpers. Sie könnten zum FKK-Strand hinter dem Campingplatz gehen. Er wollte das Öl auf ihren Beinen verreiben, auf ihrem Rücken und sie dann

umdrehen. Und noch mehr Öl über ihren perfekten Bauch und ihre Brüste verteilen ... über die Innenseiten ihrer Schenkel.

Überall.

»Bye«, verabschiedete sie sich mit einem Winken. Ein letztes Lächeln, das Dodd jetzt traurig vorkam, so traurig wie sein Leben.

»Bye. Viel Spaß.«

Sie ging hinaus, ihre Waden strafften sich im Takt ihrer schlappenden Badelatschen.

Großer Gott ...

Die Vision verblasste. Dodd stand wieder im Postamt und sortierte die endlosen Pakete.

Und dann nahm er das Paket in die Hand, das seinen Tod enthielt.

Er drückte den Stoppschalter des Laufbandes. Warum, wusste er nicht. Er dachte nicht: *Warum habe ich das getan?* oder *Ich werde das Band anhalten.* Er tat es einfach, stand da und sah das Paket an.

Es besaß eine ungewöhnliche längliche Form. Eingepackt in schlichtes braunes Papier, wie das, aus denen Einkaufstüten bestehen. Es gab keine Absenderadresse, der Poststempel war verschmiert; Dodd konnte deshalb weder Stadt noch Bundesstaat oder Postleitzahl des Absenders erkennen. Er betrachtete erneut die Anschrift:

POSTAMT DANELLETON

DANELLETON, FLORIDA

Eine unregelmäßige Kritzelei mit rotem Filzstift.

Aufgrund der typischen Kennzeichen – kein Absender, schäbige Verpackung – ließ ein Paket wie dieses bei jedem Sortierer sofort die Alarmglocken läuten. Aber es war keine Bombe. Das Paket enthielt kein Anthrax, kein

Giftgas oder bakteriologische Kampfmittel. Man hatte es bereits im zentralen Verteilerdepot in Orlando geröntgt und auf Sprengstoff gescannt. Selbst zu dieser Zeit, vor dem Unabomber und der Anthraxhysterie von 2002, wurden derart verdächtige Postsendungen im Vorfeld in jedem Fall gründlich durchleuchtet. Auch dieses hatte man untersucht und als unbedenklich eingestuft. Und doch enthielt es seinen Tod. Aber es stammte nicht von einem Terroristen oder Psychopathen.

Nachdem auf dem Paketaufkleber kein konkreter Empfänger stand, hätte Dodds Aufgabe jetzt darin bestanden, es in das Büro des Filialleiters zu bringen. Sein Chef war derzeit noch nicht im Dienst. Doch stattdessen tat Dodd etwas, wozu er ausdrücklich *nicht* befugt war.

Er öffnete das Paket.

Es raschelte, als er das Papier aufriss. Fühlte sich der Karton heiß an? Nein, was für ein Unsinn. Er öffnete es langsam, nicht aus Furcht oder weil er Bedenken hatte, sondern in einer schwer erklärbaren Art von Verehrung. Seine Augen hatten sich geweitet, sein Blick ging ins Leere. Er sah das Paket nicht einmal an, verehrte es nur mit seinen Händen.

Und dabei schweifte ein Teil seiner Gedanken ab. Er dachte an die Frau, die ihn an den Strand eingeladen hatte. Doch jetzt stellte er sich nicht vor, wie er sie küsste; er stellte sich vor, wie er sie *tötete*. Wie er sie mit der Hand an der Kehle zu Boden drückte und ihr das rosa-farbene Oberteil und die weißen Shorts herunterriss. Nein, er wollte nicht länger mit ihr schlafen, er wollte ihren Bauch aufschlitzen und ihr die Eingeweide herausreißen, während ihre Beine strampelten und ihr Körper

zuckte. Das war es, was Dodd mit dieser eingebildeten Schlampe mit den dicken Titten, dem glänzenden schokoladenbraunen Haar und den weißen Shorts anstellen wollte. Er wollte ihre Shorts blutrot färben. Er wollte ihr das glänzende braune Haar vom Kopf reißen.

Dodd öffnete das Paket endgültig und schaute hinein.

Jimmy O’Brady war 14 Jahre alt und hatte jedes einzelne dieser 14 Jahre in Danelleton verbracht. Morgens trug er Zeitungen aus und an den meisten Tagen mähte er nach der Schule Rasen – ein fleißiger Junge. Und im Moment waren sogar Ferien, da konnte er noch mehr arbeiten. Die lange Straße – die Straße, in der er wohnte – badete in der grellen Floridasonne, und gerade strampelte er mit seinem Fahrrad zum nächsten Straßenblock, wo ein weiterer Rasen darauf wartete, gemäht zu werden. Geld regiert die Welt, das wusste Jimmy schon in seinen jungen Jahren. Er konnte es gar nicht erwarten, endlich 16 zu werden und einen Fulltime-Job anzunehmen. Dann konnte er in einem der Restaurants am Strand kellnern und richtiges Geld verdienen. Und erst recht konnte Jimmy es nicht erwarten, erwachsen zu sein. Er wusste schon, was er werden wollte, wenn er groß war: Er wollte bei der Post arbeiten.

Da vorne lief der Postbote. Mr. Dexter war cool. Er stellte jeden Tag in diesem Viertel die Briefe und Pakete zu und hatte immer ein bisschen Zeit, um mit Jimmy zu quatschen. Er erzählte ihm alles über die Arbeit bei der Post.

Jetzt kam Mr. Dexter gerade von der Haustür des Nachbarhauses zurück. Lächelnd bremste Jimmy und winkte. »Hi, Mr. Dexter!«

Der Postbote drehte sich auf dem Bürgersteig um, erwiderte das Lächeln und ging auf Jimmy zu.

Da sah Jimmy, dass es gar nicht Mr. Dexter war.

Dodd näherte sich dem Jungen mit dem Fahrrad. *Nein, nein, nicht auf offener Straße*, entschied er klugerweise. Kinder brauchten Erwachsene, zu denen sie aufblicken konnten, sie brauchten Vorbilder – genau wie Präsident Reagan es gesagt hatte. Fast hätte Dodd laut aufgelacht. *Wenn ich dem Kleinen den Kopf abschneide, wird es schwierig mit dem Aufblicken.*

»Hallo, Jimmy. Wie geht's dir?«

»Prima, Sir.« Der flachsblonde Junge warf Dodd einen misstrauischen Blick zu. »Woher kennen Sie meinen Namen?«

»Ich bin der Postbote. Du heißt Jimmy O'Brady und wohnst in der Gatesman Lane 12404.« Dodd deutete auf das Haus an der Ecke. »Genau da. Als Postbote kennt man nun mal die Namen aller Leute.«

Der Junge blinzelte in die Sonne. »Aber Sie sind nicht der normale Postbote. Unser Postbote ist Mr. Dexter. Kennen Sie ihn?«

»Und ob ich ihn kenne, Jimmy. Ich bin für ihn eingesprungen, weil er heute krank ist.« *Und das ist nicht mal wirklich gelogen. Ich habe den fetten Hurensohn mit dem Schulterriemen seiner Posttasche erdrosselt und seine Leiche in den Müllcontainer gestopft, bevor die Frühlingschicht in der Filiale eintraf.* »Normalerweise trage ich selbst keine Post aus, schon seit Jahren nicht mehr. Ich bin Paketsortierer. Aber hin und wieder macht es Spaß, mal wieder eine Zustellrunde zu übernehmen. Gerade habe ich etwas bei euch zu Hause abgeliefert.«

»Ja? War was für mich dabei?«

»Tatsächlich, ja. Eine große Überraschung wartet auf dich, wenn du nach Hause kommst.«

Jetzt strahlte der Junge. Dodd fühlte sich wundervoll. In der Tat wartete eine *große* Überraschung auf den Jungen.

»Was ist es denn?«

»Das wirst du sehen, wenn du da bist. Es ist toll, Postbote zu sein. Jeden Tag kann man den Leuten nette Überraschungen ins Haus bringen. Und weißt du was, Jimmy? Irgendwie habe ich das Gefühl, dass du auch eines Tages Postbote werden möchtest.«

»Woher wissen Sie das?«, fragte der Junge beeindruckt.

Ich weiß jetzt eine Menge. »Äh, Mr. Dexter hat mir davon erzählt.«

»Es stimmt! Ich will tatsächlich Postbote werden, wenn ich groß bin.« Aber der Junge wurde ungeduldig. Er schaute auf seine Armbanduhr. »Ich müsste jetzt eigentlich einen Rasen mähen, aber ...«

»Hat das nicht ein paar Minuten Zeit?«, schlug Dodd vor. »Du kannst doch schnell nach Hause fahren und dir erst die Überraschung ansehen. Deine Mutter ist zu Hause. Sie wird sie dir zeigen.«

Der Junge tappte nachdenklich mit dem Fuß. »Ja, ich glaube, das werd ich machen. Vielen Dank, Sir! Ich hoffe, wir sehen uns bald wieder!«

»Das hoffe ich auch, Jimmy. Ich wünsche dir einen großartigen Tag.«

Aber bevor der Junge mit seinem Rad losfuhr, musterte er Dodd noch einmal. »Warum haben Sie den an? Ist Ihnen nicht heiß?«

Dodd trug den langen offiziellen Dienst-Regenmantel.

»Mir? Nein, ich liebe die Hitze, Jimmy. Außerdem soll es in Kürze ein Gewitter geben.«

Jimmy warf einen Blick auf den wolkenlosen Himmel, dann zuckte er die Schultern. »Wenn Sie es sagen. Tschüss!«

»Bis später, Jimmy«, erwiderte Dodd und wandte sich dem nächsten Haus zu. Er hatte bisher erst fünf Adressen in der Straße geschafft, aber er hatte sich vorgenommen, alle zu erledigen, bevor die Polizei eintraf. Die Männer waren alle auf der Arbeit und hatten ihre Frauen allein zurückgelassen. Frauen waren am einfachsten und machten am meisten Spaß. *Mit ein bisschen Glück*, dachte Dodd, *schaffe ich vielleicht sogar zwei oder drei Straßenclocks, bevor sie mich schnappen ...*

Er wollte jedenfalls sein Bestes geben.

Er ging zur nächsten Tür – zu den McNamaras, Hausnummer 12408 – und klingelte. Sie öffnete sich ein paar Zentimeter und ein hübsches Gesicht lugte heraus.

»Hi, Mrs. McNamara. Ich bin's nur, der Postbote. Ich habe eine Expresszustellung für Sie, für die ich Ihre Unterschrift brauche.«

»Ah, okay. Kommen Sie rein«, sagte die Frau und öffnete die Tür vollständig.

Dodd dankte ihr mit einem Lächeln und trat ein. Als er im Flur stand, von der Straße aus nicht mehr zu sehen, zog er die Machete hervor, die er unter dem Regenmantel versteckt hatte.

Einige Sekunden nachdem Jimmy O'Brady in das geräumige Haus im Kolonialstil an der Gatesman Lane gestürmt war, konnte er sich nicht länger bewegen, nicht schreien, nicht blinzeln. Er konnte nur starren und zittern. Er litt an

etwas, das ein Arzt womöglich als reaktiven psychogenen Adrenalinschock bezeichnet hätte. Laienhaft ausgedrückt litt er darunter, dass ihm das Entsetzen in die Glieder gefahren war.

Eine rote Flüssigkeit glänzte auf den unbehauenen Feldsteinen der Diele. Unterbewusst erkannte er sofort, dass es sich um Blut handelte. Bewusst wollte sein Gehirn es nicht akzeptieren, vor allem, weil er wusste, dass die einzige andere Person im Haus seine Mutter war. Deshalb musste es *ihr* Blut sein.

Und es war eine Menge Blut. Es sah aus wie damals, als sein Vater in der Garage den Eimer mit dem zinnoberroten Lack, Sherwin-Williams No. 10, umgestoßen hatte. Eine riesige rote Pfütze.

Der enthauptete Leichnam seiner Mutter lag auf der Treppe, der Halsstumpf auf der untersten Stufe, sodass sie mithilfe der Schwerkraft noch schneller ausbluten konnte. In Jimmys Körper spielten sich eine Reihe gegensätzlicher Reaktionen ab: Sein Herz hämmerte, aber sein Blutdruck sank, sein Adrenalinspiegel war hoch, aber seine Knie wurden weich, sein Gehirn schrie nach Flucht, während sein Körper den Dienst versagte. Verteidigungsmechanismen kämpften gegen eine psychologische Überlastung an, die sein Bewusstsein aus dem Verkehr ziehen wollte.

Doch trotz seines jugendlichen Alters kehrte nach knapp einer weiteren Minute ein Funken Verstand in ihn zurück. Er blinzelte, seine Synapsen begannen wieder zu feuern. Er erkannte:

Meine Mutter ist ermordet worden.

Und es muss dieser Postbote gewesen sein, denn er hat mir gesagt, dass er gerade hier gewesen ist ...

Das Haus war still. Er blinzelte noch einmal und dann dachte er:

Ich muss die Polizei anrufen.

Er rannte zum Telefon in der Küche, sah, was sich dort befand, und schrie. Ja, der Postbote hatte ein Päckchen für ihn dagelassen. Der Kopf seiner Mutter lag ordentlich direkt neben dem Telefon auf dem Küchenschrank. Ihre Augen standen offen und sie schaute ihn an. Fast schien es, als lächele sie.

Jimmy konnte nur glotzen.

Seine Mutter lächelte tatsächlich. Ihre Lippen krümmten sich, und ihre Augen öffneten sich noch ein Stück weiter, während er sie anstarrte. »Jimmy«, sagte sie mit ihrer sanftesten, freundlichsten, süßesten Stimme. »Wie geht es dir, mein Schatz? Solltest du nicht irgendwo Rasen mähen?«

»M-M-Mom?«, stammelte Jimmy.

»So ein braver, braver Junge«, lächelte seine Mutter. »Wusstest du, dass dein Vater und ich eigentlich gar nicht vorhatten, Kinder zu bekommen? Er wollte mich nicht mal heiraten! Also hörte ich auf, die Pille zu nehmen, damit ich schwanger werde. Ich wusste, wenn ich schwanger bin, dann heiratet er mich. Er verdiente nicht schlecht und ich hatte keine Lust mehr, zu arbeiten – er war der perfekte Trottel. Scheiße, ich wollte keine Kinder, ich *hasse* Kinder. Aber zu arbeiten, hasse ich noch mehr, also dachte ich mir: So ein kleiner Hosenscheißer wird schon nicht so schlimm sein.«

Jimmy glotzte sie nur an.

»Aber du bist ein guter Junge, Jimmy. Das hast du bestimmt von deinem Vater, denn ich bin ganz sicher kein guter Mensch. Keine Sorge, du wirst später einmal so wie dein Vater. Ein perfekter Trottel, ein Armleuchter.«

Jimmy wurde schwindelig.

»Ich habe deinen Vater bei jeder Gelegenheit betrogen ...«

Jimmy rannte zum Nachbarhaus, zu den Norahees. Vor Schock und Entsetzen fühlte er sich ganz benommen; er konnte nicht mehr klar denken. Nur sein Instinkt trieb ihn an. Die Haustür stand einen Spalt weit offen, also stürmte er hinein.

Der Flur war voller Blut, genau wie zu Hause. Mrs. Norahee lag geköpft auf der Treppe, und als er in die Küche rannte ...

»Deine Mutter ist jetzt in der Hölle«, sagte der Kopf von Mrs. Norahee. »Das kannst du mir glauben. Ich bin nämlich bei ihr.«

Dem Wahnsinn nahe rannte Jimmy in jedes Haus in der Gatesman Lane. Überall das gleiche Bild.

Vor dem letzten Haus brach er zusammen. Sein Verstand stand kurz davor, komplett den Dienst zu verweigern. Mit halbem Ohr nahm er einen kurzen Schrei aus dem Gebäude an der nächsten Straßenecke wahr. Einen Augenblick später sah er den Postboten herauskommen und gemächlich zu den Nachbarn gehen. Bevor er an die Tür klopfte, drehte sich der Mann langsam um und winkte Jimmy lächelnd zu.

KAPITEL 1

20 Jahre später

(I)

Mit einem lauten *Schnipp* durchtrennten die rostfreien Klingen der Schere das gelbe Band. Als es zu Boden fiel, applaudierte die kleine Menschenmenge, die sich zu der Feierstunde eingefunden hatte.

Das war einfach, fand Jane. Sie reichte die Schere zurück an den Bürgermeister. Einige Kameras blitzten auf und der Applaus wurde lauter. Unter den Gästen fanden sich sogar ein paar Reporter und Fotografen von den Lokalzeitungen. Eigentlich war es keine große Sache, aber es wirkte trotzdem so. *Dieses ganze Trara. Und wozu? Meine Güte, wir eröffnen doch nur ein neues Postamt!* Aber in einer Kleinstadt war das nun einmal ein echtes Ereignis. Jane hielt nicht viel von Presse und Publicity – sie war mehr die Pragmatikerin. Sie fühlte sich sogar ein wenig unwohl.

Ja, dachte sie noch einmal. *Das war einfach. Jetzt beginnt der schwierige Teil.*

»Vielen Dank, Jane«, sagte der Bürgermeister ins Mikrofon; durchaus möglich, dass er sich vor der Eröffnungszeremonie schon den einen oder anderen Wodka

Tonic genehmigt hatte. »Nachdem das Band nun durchtrennt ist, darf ich Sie alle zu Keksen und Punsch in das neue Postamt einladen!«

»Oh Gott«, raunte Carlton Spence ihr zu. »Kekse und Punsch. Wie spießig ist das denn?«

»Wart's nur ab«, flüsterte Jane zurück. »Du hast den Punsch noch nicht probiert.«

Jane lächelte und nickte und schüttelte den Besuchern die Hände, als sie an ihr vorbei ins Gebäude strömten. *Dieses Spiel beherrsche ich nicht besonders gut*, dachte sie. Als der größte Teil der Menschenschlange drinnen angekommen war, seufzte Carlton. Er arbeitete jetzt als Janes Stellvertreter. Ein freundlicher und liebenswürdiger Kerl, Anfang 40, immer für eine sarkastische Bemerkung zu haben. Er beherrschte seinen Job so gut wie Jane ihren eigenen, deshalb wusste sie, dass sie beide ein hervorragendes Team abgaben. Und manchmal hatte er ein überraschend feines Gespür.

»Entweder hat dir heute Morgen dein Hund in die Schuhe gepinkelt«, sagte er, »oder unsere wunderbare Einweihungsfeier geht dir gehörig auf die Nerven.«

»Ich hab keinen Hund.«

»Ich weiß.«

Sie lächelte matt. »Ich will nur endlich weitermachen. Diesen Quatsch hinter mich bringen und meinen Job erledigen.«

Carlton kratzte sich den Bierbauch, an dem er die letzten 20 Jahre hart gearbeitet hatte. »So ist es nun einmal mit der Kommunalpolitik. Die Einweihung eines Postamts bedeutet in einem Kaff wie Danelleton genauso viel wie die Einweihung eines Einkaufszentrums in einer richtigen Stadt.« Ein Fotograf erwischte einen

Schnappschuss von ihnen beiden und eilte dann ins Gebäude. Carlton runzelte die Stirn. »Außerdem brauchen die Lokalzeitungen doch etwas, worüber sie schreiben können, oder?«

Jane verstand die Anspielung. Danelleton hatte eine der niedrigsten Pro-Kopf-Verbrechensraten im gesamten Bundesstaat. *Ich sollte mich freuen, dass das hier die Top-Story der Woche ist, und nicht eine Schießerei oder ein Drogenmord.*

»Oh, und noch etwas«, fuhr Carlton fort. »Herzlichen Glückwunsch zur Beförderung, Jane. Du wirst den Laden schon schaukeln, als Chefin des Ganzen.«

»Wir werden den Laden schaukeln, Mr. Stellvertretender Vize-Postmeister.«

»Ist das nicht so was Ähnliches wie der Stellvertreter des Assistenten des Assistenten des stellvertretenden Staatssekretärs?«

»Genau. Du kochst den Kaffee, und ich verteil ihn dann.«

Sie lachten, aber sie wussten auch: Ganz so schlimm war es nicht.

Carlton schielte zur Sonne hinauf. »Es wird großartig, wart's nur ab.«

»Das hoffe ich. Aber ich verstehe immer noch nicht, wofür Danelleton ein *zweites* Postamt braucht.«

»Machst du Witze? In den letzten zwei Jahrzehnten hat sich die Einwohnerschaft vervierfacht. Das Hauptpostamt am Marktplatz reicht nicht mehr aus. Fortschritt nennt man das, Jane. Es ist eine gute Sache. Mehr Leute, die herziehen, bedeuten mehr Geld für die hiesige Wirtschaft.« Carlton zuckte die Schultern. »Mehr Post, die zugestellt werden muss. Und ich sag dir eins ...« Er spähte wieder in Richtung Sonne, betrachtete den wolkenlosen

Himmel. Gerade flog eine Schar Honigpapageien vorbei.
»Es gibt üblere Orte, um bei der Post zu arbeiten.«

»Ich weiß, wir sitzen hier im Sonnenparadies und die anderen armen Schweine dürfen Post in den Gettos von South St. Pete zustellen. Keine Sorge, ich weiß das durchaus zu schätzen und freu mich drauf ...«

Jane schwieg und betrachtete das kleine, aber schmucke Gebäude. *Es gehört mir*, sagte sie sich. Plötzlich verdrängte Stolz das Unbehagen, das die Einweihungsfeier bei ihr auslöste. *Ich bin der Boss. Diese kleine Zweigstelle ist mein Baby*. Kühle Luft blies ihnen entgegen, als die Automatiktüren vor ihnen zur Seite glitten und sie das Gebäude betraten. Sie ignorierten die fortgesetzten Einweihungsformalitäten drüben beim Souvenirshop – dem Bürgermeister schien der aufgepeppte Punsch allmählich in den Kopf zu steigen – und gingen zu den Postschaltern.

»So viel zu Punsch und Keksen«, sagte Carlton.

Kunden standen an den Schaltern Schlange, um Briefmarken zu kaufen, Pakete zu verschicken und Briefe abwiegen zu lassen. »Ja«, nickte Jane. »Ich schätze, wir sollten uns besser um die Kundschaft kümmern. Mein Gott, sieh sie dir nur alle an.«

Carlton kratzte sich erneut am Bierbauch. »Ach, keine Panik. Ich wette, die Hälfte von denen ist nur wegen der neuen Elvis-Briefmarke gekommen.«

Jane hoffte es. *Was du heute kannst besorgen ...*, überlegte sie. »Wir sehen uns zum Feierabend, Carlton. Und vergiss nicht, die alten Akten aus dem Keller räumen zu lassen. Wir wollen doch nicht, dass wir gleich in der ersten Woche eine Verwarnung von der Feuerwehr bekommen.« Dann ging sie durch die Schiebetür hinüber

in den Verwaltungsbereich. Hier war es ruhiger, aber wenn sie die Ohren spitzte, konnte sie die Lkws hören, die hinter dem Gebäude an die Laderampen heranfuhrten.

Ihre Schritte klackerten über die brandneuen Fliesen. Sie ertappte sich dabei, wie sie in einem Bürofenster ihr Spiegelbild betrachtete. *Wie gefällt dir das?*, fragte sie sich selbst. *35 Jahre und immer noch verdammt attraktiv.* Wenn man einmal den marineblauen Rock und die himmelblaue Postjacke außer Acht ließ, hatte Janes Aussehen in den letzten Jahren sogar noch gewonnen, als sei ihre Attraktivität gereift und gewachsen. *Die Brüste noch straff, der Bauch noch flach, und das nach zwei Kindern. Ich kann mich wirklich nicht beschweren.* Mittagsblaue Augen blickten ihr entgegen; der unsichere Gesichtsausdruck wurde von einem selbstbewussten Lächeln weggewischt. Ihr Haar war etwas zu hell, um es als brünett zu bezeichnen, aber es war auch kein Kastanienbraun, sondern ging eher in Richtung Zimt, und sie trug es etwas kürzer als schulterlang.

Das helle Glänzen ihrer Haare wurde noch verstärkt durch ihre satte Sonnenbräune – ein Musterbild von Vitalität. Jane war froh, dass ihre Kurven alle an den richtigen Stellen geblieben waren. Ihre Brüste füllten die Bluse gut aus, ihre Nippel zeichneten sich andeutungsweise unter dem leichten Stoff ab, und wenn sie mit den Hüften wackelte und grinste, konnte sie richtig verrückt aussehen. *Irgendwie passt das nicht zu mir*, dachte sie lächelnd. *Jane, das Postluder.* Nein, sie sah aus wie eine schöne, selbstbewusste, moderne, berufstätige Frau, gut in Form und im besten Alter. *Mein Leben liegt noch vor mir, und was noch besser ist, lachte sie in sich hinein, die Kerle auf der Baustelle pfeifen mir immer noch hinterher!*

Der Tag hatte gut angefangen und war noch besser geworden; Jane fühlte sich rundum zufrieden. Es hatte auch andere Zeiten gegeben seit dem Umzug – seit dem Tod ihres Mannes. Manchmal kam ihr das Leben als Witwe mit zwei kleinen Kindern wie eine unlösbare Aufgabe vor. Es war unmöglich, alles richtig zu machen, zu viele Hindernisse schienen sich ihr in den Weg zu stellen, zu viele Probleme. Oft war sie unsicher gewesen und hatte an sich selbst gezweifelt.

Aber sie hatte durchgehalten und jetzt konnte es kaum besser sein: die Beförderung, das neue Postamt, und die Kinder gewöhnten sich allmählich an die Schule und ein Leben ohne ihren Vater.

Und jetzt das hier ...

Janes Blick wanderte an dem Bürofenster entlang, das ihr Spiegelbild einrahmte, bis zu den Worten, die dort oben in schwarzen Buchstaben standen: JANE RYAN, FILIALLEITERIN, POSTSTELLE DANELLETON WEST.

(II)

›Idyllisch‹ war nicht das richtige Wort, es brachte die Sache nicht auf den Punkt. Die Stadt als romantisch, malerisch oder anheimelnd zu bezeichnen, mochte abgedroschen klingen, passte aber besser. Danelleton war gewachsen, hatte aber keine der Eigenschaften eingebüßt, die es in der heutigen Zeit so einzigartig machten. Aus dem kleinen Vorort im mittleren Florida war längst eine eigenständige Stadt geworden, die blühte und gedieh, ohne dabei ihren ursprünglichen Charakter zu verlieren.

Vielleicht sorgte die Lage abseits eines großen Highways an einer ländlich anmutenden Umgehungsstraße für die nötige Isolation, vielleicht war da aber auch etwas Spirituelles, das den Ort vor dem üblichen Niedergang schützte, der normalerweise der Immobilienschließung in der Nähe großer Touristenhochburgen folgte.

Das Städtchen lag zwischen Tampa und St. Petersburg – große Städte mit hohen Kriminalitätsraten –, aber in Danellton gab es so gut wie gar kein Verbrechen. Im vergangenen Jahr beispielsweise hatten die schwersten Vergehen in einem Fahrraddiebstahl bestanden, einigen Graffiti in einer Seitenstraße der Main Road und einem umgekippten Dixi-Klo auf einer Baustelle. Keine Drogen, keine Vergewaltigungen, keine bewaffneten Raubüberfälle.

Man fuhr nur zehn Minuten bis zu den Stränden am Golf von Mexiko. Es gab hervorragende Schulen, ausgezeichnete städtische Versorgungsbetriebe, eine Vielzahl an Vereinen und wohltätigen Organisationen. Die Immobilienpreise waren auf wundersame Weise stabil geblieben, während sie in anderen Städten explodierten. Genügend Betreuungsplätze für Kinder, genügend Freizeitangebote. Die Familien hielten zusammen; jeder passte auf den anderen auf. Es gab so gut wie kein zwielichtiges Gesindel, keine ›sündigen‹ Viertel. Im Grunde war Danellton so etwas wie ein Vorzeigemodell für den Mittelstand in Florida.

Und dann diese Schönheit.

Palmen säumten saubere Straßen, an denen sich üppige grüne Rasenflächen ausdehnten, farbenprächtige Gärten und bescheidene, aber gepflegte Eigenheime. Noch mehr üppiges Grün diente als Kulisse für den Osten der Stadt:

ein bewaldeter Hügel voller Farne und australischer Kiefern. Im Westen erhob sich der große zitronengelbe Wasserturm mit seiner grellrosa leuchtenden Aufschrift: IT'S A BEAUTIFUL DAY. Der Marktplatz verbreitete einen geruhsamen Charme und Boote schaukelten sanft an ihren zur Bucht hin gelegenen Liegeplätzen und ließen träge ihre Tauen gegen die Masten schlagen. In Danelleton schien die Sonne immer heller zu sein, der Himmel strahlender, die Luft reiner.

Was konnte man von einer Stadt mehr verlangen? Und wer würde *nicht* hier leben wollen? Danelleton kam der Perfektion so nahe, wie es nur sein konnte. Wunderschön, zivilisiert und sicher. Keine Drogen, keine Vergewaltigungen, keine bewaffneten Raubüberfälle, keine Morde...

Na ja, es hatte hier mal ein paar Morde gegeben.

Aber das lag schon lange zurück.

(III)

Im Keller.

Mein Gott, was für ein Durcheinander, dachte Carlton. Auf den Knien kroch er tiefer in den niedrigen, dunklen Abstellraum hinein. Mit einer Hand schwenkte er unbeholfen die Taschenlampe, während er mit der anderen Kartons herauszog, die sich seit Jahrzehnten hier stapelten. Die einzige Möglichkeit, ans andere Ende des kleinen Raumes zu gelangen, bestand darin, alles auszuräumen. Aber mit einer Sache hatte Jane recht gehabt. *Der Keller stellt wahrhaftig ein Brandrisiko dar*. Das wurde dem mittlerweile über und über mit Staub bedeckten Carlton klar. *Wenn die Feuerwehr das hier sieht, macht sie uns*

sofort den Laden dicht, bis wir alles weggeschafft haben. Der Müll bestand hauptsächlich aus alten Kartons voller Akten, antiquierten Sortiergeräten und Ersatzteilen, alten Postuniformen und nicht mehr verwendetem Verpackungsmaterial. Wenn er diese ganzen Kartons nach draußen schleppte, konnte er bestimmt eine Pyramide daraus bauen, die so hoch war wie das Postamt selbst.

Da bin ich der Vizechef in diesem Laden und was mache ich? Schleppe Müll aus dem Keller! Carlton bezweifelte, dass dieser Aufgabenbereich in seiner Stellenbeschreibung auftauchte.

Aber er nahm es sportlich und lachte darüber, auch als ihm die Spinnweben im Gesicht klebten. Es war eine stumpfsinnige Arbeit: hineinkriechen, einen Karton schnappen, ihn herausziehen, dann wieder reinkriechen und den nächsten holen. Damit dürfte er für den Rest des Tages beschäftigt sein, aber zumindest konnte er sich auf den Feierabend freuen. Er hatte sich vorgenommen, einen Abstecher in die Bar zu machen – bedeckt mit Staub und Spinnweben –, um den ersten Tag seiner Beförderung zu feiern.

Carlton störte es nicht, dass man Jane die Filialleitung übertragen hatte und nicht ihm, obwohl er schon länger im Dienst war als sie. Er fühlte sich sowieso eher als Mann fürs Grobe, hatte einen guten Draht zu den Angestellten, während Jane besser mit dem Papierkrieg und den Verwaltungsaufgaben zurechtkam. Ehrlich gesagt freute er sich für sie, und er freute sich auch darüber, dass die Stadt dieses zweite Postamt eröffnet hatte, denn es bewies, dass Danelleton im Aufschwung war. Mehr Einwohner bedeuteten mehr Häuser und somit auch mehr Post, als die Hauptfiliale bewältigen konnte. Tatsächlich

hatten sowohl Carlton als auch Jane ihre berufliche Laufbahn dort am Marktplatz von Danelleton begonnen, und es rankten sich nicht gerade erfreuliche Erinnerungen um das Gebäude. *Oh Gott*, dachte er, als ein Bild aus seiner Vergangenheit an seinem geistigen Auge vorbeizog. Er hielt inne, von einem jähen Anflug von Verzweiflung überwältigt.

Er holte tief Luft, wartete einige Momente, dann griff er nach dem nächsten Karton und zerrte ihn ins Freie.

Im Hauptpostamt hatte sein Leben als Familienvater beginnen sollen, aber tatsächlich hatte es dort geendet.

Denk nicht darüber nach, warnte er sich. *Es ist vorbei. Du hast ein neues Leben, auf das du dich konzentrieren solltest. Die Vergangenheit ist Geschichte, im Guten wie im Schlechten.*

In der letzten Zeit, in den letzten Jahren, musste er nur noch selten daran denken. Er war darüber hinweggekommen, mithilfe von Zeit, Vernunft und einem guten Therapeuten.

Schluss mit dem Mist! Hol die nächste Kiste und erledige deinen Job!

So ganz konnte er es vermutlich nie abschütteln. Wie auch? Wie konnte ein Mensch so etwas vergessen? Und was er gar nicht verstand, als er einen weiteren Karton mit alten Akten aus dem Kabuff zog, war: Warum musste er gerade jetzt daran denken? Und warum ausgerechnet hier? Vor seiner Beförderung hatte er sich nie in diesem Gebäude aufgehalten. Die Filiale Danelleton West war vor 20 Jahren aufgegeben und geschlossen worden. Seitdem hatte man sämtliche Post über das Hauptpostamt in der Stadt geschleust. Die gerade erst wiedereröffnete Filiale besaß keinerlei persönliche Bedeutung für Carlton.

Er schüttelte den Kopf in dieser muffigen, vom Licht der Taschenlampe nur unvollkommen zurückgedrängten Dunkelheit.

Warum brachte ausgerechnet *dieses* Gebäude die schlimmsten Erinnerungen seines Lebens wieder zum Vorschein?

Gewaltsam versuchte er, seinen Geist davor zu verschließen, und zerrte grunzend eine weitere Kiste aus der Kammer. Sein Kragen färbte sich dunkel vom Schweiß. Sein Herz schlug schneller.

Erst Mariel, überlegte er. Dann Belinda.

Es war alles so schnell gegangen, sodass es ihm auch heute noch manchmal wie ein schlechter Traum vorkam. Nach acht wundervollen Ehejahren und ohne jede Vorwarnung hatte Mariel den Verstand verloren. Komplett. Laienhaft ausgedrückt war sie schlicht und einfach durchgedreht. Die Psychiater sagten, sie hätte einen systematischen psychotischen Zusammenbruch erlitten, zusammen mit paranoiden Vorstellungen und Amin-induziertem Wahn sowie Anzeichen von etwas, das sich Capgras-Syndrom nannte. Mit anderen Worten: Carltons Frau hatte angefangen zu glauben, dass nichts und niemand um sie herum echt war. Zum Beispiel hatte sie sich eingeredet, dass Carlton in Wirklichkeit gar nicht Carlton war, sondern ein identisch aussehender Doppelgänger.

Das Gleiche hatte Mariel auch von den Nachbarn, ihren Freunden und ihren Eltern gedacht – von allen, die ihr im Leben nahestanden. Ihrer Meinung nach waren sie allesamt Fälschungen. Und denselben Verdacht hegte sie auch gegenüber dem Haus, dem Auto und schließlich dem ganzen Stadtviertel. Alles war im Zuge einer Verschwörung ausgetauscht worden, um sie hinters Licht

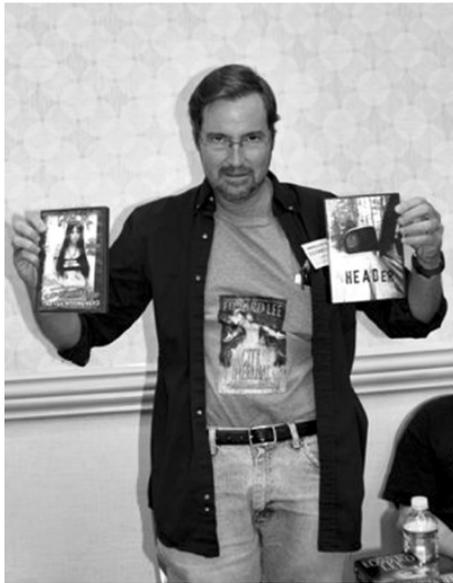
zu führen. Carlton hatte später im Internet etwas über das Syndrom gelesen. Es galt als selten, aber überaus ernst zu nehmend, ausgelöst entweder durch Gehirnschäden oder Mikrotumore. Mit anderen Worten: unheilbar. Von einem Moment auf den anderen hatte Carlton seine Frau verloren.

Und seine Tochter Belinda.

Sieben Jahre lag das jetzt zurück. Belinda hätte in Kürze ihren 19. Geburtstag gefeiert – aber dann korrigierte er sich: *Nicht ›hätte‹. Sie ist jetzt fast 19.*

Carlton hatte nie die Hoffnung aufgegeben, dass Belinda noch lebte. Mariels Leiche war aus dem Unfallwagen geborgen worden, aber Belinda hatte man nie gefunden. Man fand in den Trümmern keine Rückstände ihrer Blutgruppe, keinerlei Spuren, die darauf hindeuteten, dass sie verletzt worden war. Sie hatte im Auto Popcorn gegessen, und die Leute von der Spurensicherung fanden Belindas Fingerabdrücke und Rückstände von Maissirup und Zucker auf dem Verschluss des Sicherheitsgurtes und dem Griff der Beifahrertür, also war sie definitiv angeschnallt gewesen.

Aus unerfindlichen Gründen war Belinda der einzige Mensch, den Mariel in ihrem Wahn nicht für eine Fälschung gehalten hatte. Also hatte sie eines Nachts ihre Tochter in den Familienkombi gesetzt und die Stadt verlassen – um sich selbst und ihre Tochter vor der ›Verschwörung‹ in Sicherheit zu bringen. Sie kam bis Baltimore, wo sie auf der Interstate 95 von einem betrunkenen Autofahrer gerammt wurde. Mariel war durch die Windschutzscheibe geschleudert worden – sie vergaß immer, sich anzuschnallen – und hatte sich beim Aufprall das Genick gebrochen. Sofort tot.



www.edwardleeonline.com

EDWARD LEE (geboren 1957 in Washington, D. C.). Nach Stationen in der U.S. Army und als Polizist konzentrierte er sich lange Jahre darauf, vom Schreiben leben zu können. Während dieser Zeit arbeitete er als Nachtwächter im Sicherheitsdienst. 1997 konnte er seinen Traum endlich verwirklichen. Er lebt heute in Florida.

Er hat mehr als 40 Romane geschrieben, darunter den Horrorthriller *Header*, der 2009 verfilmt wurde. Er gilt als obszöner Provokateur und führender Autor des *Extreme Horror*.

Bighead wurde das »most disturbing book« genannt, das jemals veröffentlicht wurde. Mancher Schriftsteller wäre über solch eine Einordnung todunglücklich, doch nicht Edward Lee – er ist stolz darauf.

Edward Lee bei FESTA: *Haus der bösen Lust – Bighead – Creekers – Flesh Gothic – Der Besudler auf der Schwelle – Das Schwein – Der Teratologe* (zusammen mit Wrath James White) – *Der Höllenbote*